

## Ein jeder Tag

Als ich wieder aufwache klebt der kleine Polster an meiner Wange und mein Körper fühlt sich schwer an. Ich bin müde, fühle mich müde, viel mehr als vor dem Schläfchen, zu dem ich mich habe hinleiten lassen, weil mir die Augen beim Lesen zufielen. Ich brauche einige Augenblicke bis ich mich soweit bereit fühle zu akzeptieren, dass ich aufgewacht bin, nicht direkt wieder einschlafen will. Ich liege nur so da, habe meine feuchte Wange noch nicht einmal vom Polster gehoben oder die Position soweit verändert, dass die Feuchte, die ich dort selbst ausgebracht habe, sich nicht länger widerlich an mich schmiegt. Aber ich möchte mich nicht bewegen, fühle mich so als könne ich gar nicht. Stattdessen, anstatt mich zu bewegen, versuche ich in meinem Kopf nach dem Echo eines möglichen Traums zu fühlen. Mehr als ein flüchtiges Gefühl, das aber in dem Moment, in dem ich dessen gewahr werde, schon im Nebel des Vergessens verschwindet, finde ich nicht. Noch immer starr auf einer Seite liegend, die Welt, das Zimmer noch nicht wieder ganz in den Fokus meiner geöffneten Augen geholt, denke ich, dass ich nicht tief genug geschlafen habe, möglicherweise. Nicht geträumt habe, weil nicht ganz eingesunken in einen, die Welt aussperrenden Schlaf. Während das Gefühl, von dem ich eben noch gemeint hatte, es wäre ein Überbleibsel dieses Schlafes gewesen, sich auch nur mehr wie eine Einbildung, ein Wunschdenken anfühlt, drehe ich endlich meinen Kopf. Die Welt rückt in den Fokus. Sie fühlt sich schwer an, ich fühle mich immer noch so schwer an, immer noch so müde. Aber nun bin ich wirklich zurück, frage mich wie lange ich geschlafen habe.

Ich mache jetzt viele dieser Schläfchen, als würde die Welt, meine Welt, wie sie jetzt ist, mich so viel Kraft kosten, mich so müde machen. In Wahrheit aber mache ich diese Schläfchen nicht aus Müdigkeit, ich mache sie weil ich träumen will. Es muss so sein, ich kann nicht schlafen wollen um wacher zu sein, ich will schlafen um weit weg vom Wachsein in einem Traum aufzuwachen. In meinen Träumen, in denen ich etwas finden will, dass ich jetzt nicht zu nennen weiß. Oder nicht nennen mag.

Mühsam setze ich mich auf. Ich sollte mich schämen, denke ich mir, so oft einfach dem Impuls nachzugeben und einzuschlafen, anstatt etwas produktives zu tun. Es ist aber ohnehin niemand hier der mich dessen schelten könnte, oder vor dem ich mich schämen müsste. Und dann ist da natürlich auch nichts, weshalb ich mich jetzt noch aufraffen müsste. Es ist nicht die Art von Müdigkeit der man sich ergeben muss. Wenn ich wollte könnte ich sie schon einfach weg zwinker, mich aufraffen, etwas tun, nur das da nichts mehr ist, dass ich unbedingt in diesem Moment tun müsst. Nichts das wahrhaftig als produktiv gelten würden.

Ich greife nach dem Chronometer, weiß aber genau, dass ich gar nicht wissen will wie lange ich geschlafen habe. Meine innere Uhr sagt mir, dass es knapp eine Stunde gewesen sein muss und der

Zeitmesser bestätigt es. Ich lege ihn wieder bei Seite, für viel ist er ohnehin nicht mehr gut, nur noch um mir Bestätigung zu geben, dass nach all den Jahren des vorgefertigten Lebensrhythmus, jetzt in der Anarchie diesen Alltags, die innere Uhr wieder ihrer Funktion gewahr ist und in einer Präzision ausübt, die mehr als nur ausreichend ist.

Ich richte mich auf, greife nach dem Glas, will die Flüssigkeit auffüllen, die ich so ungeniert in den Polster habe sickern lassen. Das Glas ist aber leer. Das ist es viel zu oft. Ich bin durstig, jetzt oft, viel zu oft, um nicht zu sagen immer. Das scheint sich aber nicht ändern zu lassen. Egal wie sehr ich es versuche, der Becher wird immer leer sein. Ich starre in ihn hinein, ich bin so durstig, aber gleichzeitig bin ich noch schwer, so müde. Es macht mich so müde, so jetzt hier zu sein, so ganz ohne Strukturen, so ganz ohne den Alltag, der einst die kapitalistische Lebensweise gewesen ist, der wir alle unterworfen waren. Ich muss tief atmen. So kurz nach dem Aufwachen, die Schwere des Schlafes noch in meinen Glieder und der Nebel des Nicht-Ganz-Wachseins noch in meinem Kopf, ist es leicht so trübe Gedanken zu haben, so melancholisch zu sein. Ich muss mich bewegen, aufstehen, vielleicht kurz nach draußen treten. Nur einen Moment, solange es die Hitze eben zulässt, es wird mir helfen meine Kopf zu klären.

Ich trete auf meinen Balkon den ich so sehr genieße wie noch nie zuvor. Noch nie zuvor habe ich ihn zu so einer Pracht erblühen lassen können, zumindest für die kurze Zeit bevor die Hitze allem Einhalt gebietet. Ich habe den Balkon darauf angepasst, so gut es ging. Ich musste, wollte ich doch ernten können. Es ist nicht nur die Hitze, ich habe mich auch mit den Vögeln arrangieren müssen. Jetzt habe ich Dinge gepflanzt die sie nicht mögen. Vielleicht ist es herzlos, am Ende habe ich auch lange darüber nachgedacht, aber so wie es jetzt ist, haben wir einen Kompromiss gefunden. Ich weiß jedoch nicht ob den Vögeln das bewusst ist. Sie sind ruhiger geworden, aber immerhin sind sie noch nicht ganz verschwunden. Alles was ich jetzt pflanze ist entweder für die Bienen oder für die kleinen Leiden. Es fühlt sich wie ein kleiner Hexen-Garten an. Und weil es jetzt so lange warm bleibt, kann ich mehr als einmal meine Kräuter ernten und zum trocknen aufhängen. Nur manchmal fehlt es mir frisches Gemüse zu haben, aber auch daran habe ich mich gewöhnt. Ganz so, wie ich mich daran gewöhnt habe, dass das Zeitfenster, in dem ich den Balkon wie mein zweites Wohnzimmer nutzen kann, nur mehr so kurz ist. Die Zeit in der ich mich zwischen das Grün und die bunten Blüten setzte und sie ständig betrachten muss anstatt in dem Buch zu lesen, dass ich mit mir nach draußen gebracht habe, wird immer knapper. Als müsste ich die kurz Schönheit die mir zu Teil wird in mich aufsaugen mit all meinen Sinnen, weil nicht sicher ist wie lange ich sie noch so genießen werde können. Es ist also nicht nur das Zeitfenster kurz, es ist vielleicht auch nicht mehr lange bis es kein Zeitfenster mehr gibt. Nun muss ich mich damit

begnügen meist hinter der verschlossenen Tür zu stehen, ein Lächeln auf meinem Gesicht, zusehend, wie die wenigen Bienen, die es hier noch gibt, sich an meinem Lavendel genüsslich tun. In solchen Momenten fühle ich mich glücklich, möchte nirgendwo anders sein. Hier und jetzt fühlt sich gut an, nichts anderes muss gerade wichtig sein. Aber natürlich vergeht der Moment und mir wird bewusst wie absurd es ist, dass, jetzt wo ich soviel Zeit habe meinen Balkon zu hegen und pflegen und endlich richtig zu genießen, mir die Zeit davon läuft dies zu tun.

Das gilt für vieles für das ich früher keine Zeit hatte, weil die Welt sich anders um mich herum drehte. Jetzt wo ich die Zeit habe, scheinen die Dinge die ich tun könnte aber so unerreichbar. Das mag auch daran liegen, dass ich den Schutz meines Zuhauses nur noch selten verlasse.

Heute verlasse ich das Haus meist nur einmal, früher war das auch so, aber die Wege waren länger, die Ziele mehr. Heute beschränkt sich mein Radius soweit, dass ich oft darauf verzichte mein Rad zu nehmen. Das Rad das mich so viele Jahre überall hin gebracht hat. Ohne das ich mich, wenn es mal zur Reparatur musste, unvollkommen fühlte. Unfähig all die Dinge zu tun, all die Orte zu erreichen, an denen ich glaubte sein zu müssen. Heute muss ich nirgends mehr sein, und dorthin kann ich auch gehen. Also verlasse ich das Haus nur mehr wenn es notwendig ist, egal wie heiß es jetzt überall sein mag, hier drinnen ist es immer noch ein bisschen kühler. Aber manchmal muss ich dann doch nach draußen, der Mensch muss essen, egal wie die Welt rund um sie herum aussieht. Auch das hat sich verändert, die Art wie ich jetzt meine Ressourcen auffülle. Ich überlege ganz genau ob ich all Dinge mitnehmen will, ob ich sie mitnehmen kann. Ob die Ressourcen reichen werden. Ich habe schon nach einigem gar nicht erst gegriffen, und an noch mehr nicht gedacht. Nicht in die Versuchung zu kommen etwas zu wollen, ist schon der wichtigste Schritt. Ich überlege zu jedem Teil, dass auf dem Tresen liegt wie lange ich damit auskomme, was ich damit tun kann und erst, wenn ich sicher bin, dass es so lange reichen wird, wie es muss, bin ich bereit alles mitzunehmen.

Ich schlendere nach Hause, gefühlt ziellos, ohne rechten Antrieb. Ich habe natürlich ein Ziel. Ich habe aber keine Eile, auch wenn der unausweichliche Umschlag des Wetter mich am Ende in meine sichere Unterkunft zwingen wird, fühlt es sich jetzt ein bisschen wie Freiheit an. Ich brauche keine Eile brauche keine Energie in die Effizienz meines Vorankommens stecken. Die Wege sind nun kurz und singulär. Ich muss nicht länger ein ganzes Leben in den Korb meines Fahrrads packen um den Anforderungen des Alltages gerecht zu werden. Das alles hat aufgehört, jetzt sind die Wege keine Autobahn zwischen den Verpflichtungen mehr, keine Strecken die zwischen den Dingen stehen, sie zu den Dingen geworden. All die Energie, die meine Eile und die Effizienz erfordert haben, diesen Alltag

einer Normalität zu bewältigen, die es nicht mehr gibt, liegt jetzt hier am Weg den ich entlang schlender, weil für heute nichts mehr anderes zu tun ist als ihn zu gehen. Weil mit der Normalität auch die Verpflichtungen geschwunden sind, oder ist die Normalität verschwunden, weil da keine Verpflichtungen mehr waren? Aber auch um darüber nachzudenken, ist die Energie zu schade. Vielleicht sind die Wege auch kürzer geworden, weil sie mehr Energie brauchen, als früher. In der Hitze und Stille eines kahlen Tages, bleibt nicht viel von der Energie, die ich gerade in ihrer ursprünglichen Form in einem Leinensack nach Hause trage.

Ich tropfe, schwitze bei jedem Schritt. Früher hat mir das weniger ausgemacht, vermutlich weil das Ziel in das ich zu kommen versuchte eine Flucht vor der Hitze darstellte. Jetzt schwitze ich ständig, das Ziel hat sich verändert, das Wetter auch. Vielleicht sind es auch deshalb kürzere Wege.

Ich denke wieder daran, dass ich zu wenig trinke. Eigentlich müsste ich jetzt immer Wasser mit mir tragen, es ist viel zu heiß, vor allem auf dem Asphalt. Früher hatte ich immer Wasser dabei, dabei waren die meisten Wege, die ich wirklich ergangen bin, ganz anders als dieser. Sie waren grün, sie waren Wiesen, oder braun, sie waren Waldböden.

Zuhause angekommen hat mich die Hitze fast all meiner Energie beraubt. Ich verstaue was ich mitgebracht habe, lasse mir dafür Zeit, Eile gibt es in meinem Alltag nicht mehr. Was noch zu tun bleibt für diesen Tag ist all jenes was ich tun möchte, im Rahmen dessen was sich in meinem Zuhause tun lässt. Ich lese viel, viel mehr als zuvor. Natürlich habe ich mehr Zeit, vor allem habe ich aber viel mehr Bedürfnis danach mich zu verlieren. In eine andere Welt abzutauchen, mich vor dieser zu verstecken. Ich giere nach Geschichten, die mich weit weg tragen. An Orte die düster sind, feucht und kühl. Alles was ich jetzt nicht mehr habe. Ich entfliehe, fast so wie ich es mit den Träumen versuche zu tun. Ich suche nach Geschichten in Büchern und in meinem Kopf. Es ist nicht so lange her, da habe ich mir meine eigenen Geschichten erzählt, habe es zumindest versucht. Bin gesessen und habe sie aufgeschrieben. Auch dafür fehlt jetzt die Energie, selbst im Schlaf kann ich mir keine Geschichten mehr erzählen. Als würde die Energie nicht ausreichen um mich daran zu erinnern.

Alles scheint nur mehr Energie zu sein, die ich nicht aufbringen kann. Als würde auch ich wärmer werden und deshalb alles einstellen, das Energie davon abzweigt nicht zu überhitzen.

Ich schwitze und ich leide. Ich trinke nicht genug, mein Hirn bekommt nicht genug, nicht genug Wasser, nicht genug Energie, nicht genug sozialen Input. Das ist wohin meine Welt geschrumpft ist.

An manchen Tagen bin ich so müde das ich mich frage wie es mir einmal möglich war ein anderes Leben zu leben. Eines mit Rhythmus und Konturen. Was immer ich jetzt noch tue, was mir noch

möglich ist zu tun, erfordert fast meine gesamte Energie. Dann sitze ich und starre in Nichts, weil mich die Kraft verlässt, mein Körper schwer wird und ich nicht mehr denken will. Das war nicht immer so, ich war nicht immer so gefühlt machtlos gegen diese Art von Müdigkeit, aber hier und jetzt ist kaum noch Motivation vorhanden, nichts mehr wofür ich mich aufrufen müsste oder wollte. Also gebe ich nach und lasse den Schlaf über mich kommen, schließe die Augen und hoffe zu träumen. Ich habe angefangen diese Schläfchen zu zelebrieren. Immerhin trage ich jedes Mal, wenn ich meine Kopf auf dem Polster nieder lege, meine Augen schließe, mich der Müdigkeit ergebe die Hoffnung in mir, dass ich in einem Traum wieder aufwache. Ich will träumen und mich erinnern, damit ich mehr träumen kann und mich mehr erinnern kann. Ich will mir selbst im Schlaf Geschichten erzählen, weil ich es im Wachen nicht mehr kann. Ich brauche Geschichten, brauche sie um in ihnen zu verschwinden. In ihnen vor der Welt im Wachen zu entfliehen.

Manche Tage fühlen sich so an als würde ich auf etwas warten, als wären sie nur ein dazwischen. Es gibt nur nichts auf das ich warten würde, wüsste nicht was das sein könnte, dass morgen anders sein könnte als heute. Ich frage mich warum das so ist, noch so ist, wieder so ist. Nach so langer Zeit muss mir doch bewusst sein, dass dies alles ist, zumindest für jetzt.